

五

UWE WITTSTOCK

# Marseille 1940

*Die große Flucht der Literatur*

Büchergilde Gutenberg

Mit 28 Abbildungen  
Karten vorderer und hinterer Vorsatz: © Peter Palm, Berlin

Lizenz Ausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Mit freundlicher Genehmigung  
des Verlags C. H. Beck, München

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung:

Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7549-6

# Inhalt

Vorwort 7

## Vorgeschichten

Zwei Tage im Juli 1935 9

Le Désastre 37

Mai 1940 37

Juni 1940 59

Juli 1940 113

Über die Berge 127

August 1940 127

September 1940 163

Oktober 1940 207

Die Villa, das Warten und der Tod

November 1940 bis Februar 1941 235

Frühjahr in Frankreich

Februar bis Juni 1941 284

Der lange Abschied

Juni bis November 1941 313

Was danach geschah 325

Nachwort 335

Dank 338

Benutzte Literatur 340

Bildnachweis 346

Personenregister 348

## Vorwort

Durch den Feldzug der deutschen Wehrmacht gegen Frankreich im Mai und Juni 1940 sahen sich acht bis zehn Millionen Menschen zur Flucht gezwungen. Es war ein Massenaufbruch von schwer vorstellbarem Ausmaß und vielleicht die gewaltigste Fluchtbewegung, die Europa jemals in einem so kurzen Zeitraum erlebt hat.

Unter den Flüchtenden befanden sich Hunderte von Exilanten aus Deutschland und Österreich, die nach 1933 vor Hitler geflohen waren und in Frankreich Asyl gefunden hatten. Nun blieb ihnen nichts anderes übrig, als zum zweiten Mal alles zurückzulassen, Besitz, Wohnung, Beruf, Freunde, um sich vor den anrückenden Deutschen in Sicherheit zu bringen.

*Marseille 1940* berichtet von dem Drama dieser zweiten Flucht. Für alles, was hier erzählt wird, gibt es Belege, nichts wurde erfunden. Die Belege stammen aus den Briefen und Tagebüchern, Erinnerungen, Autobiografien und Interviews einiger großer Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Theaterleute, Intellektueller, Künstler und Künstlerinnen. Diese Menschen stehen im Mittelpunkt des Buches. Neben ihnen waren zahllose Unbekannte den gleichen Gefahren ausgesetzt, doch deren Lebensspuren gingen im Chaos von Krieg und Flucht verloren. Die Schicksale, von denen hier berichtet wird, sollen deshalb stellvertretend stehen für alle die, von denen wir zu wenig wissen, um noch von ihnen erzählen zu können. Ich möchte das Buch den unbekanntenen Flüchtlingen widmen, die damals in Frankreich um ihr Überleben kämpften. Viel zu viele vergeblich.

Zugleich wird hier erzählt von einer Gruppe erstaunlicher Menschen, die unter erheblichen Gefahren versuchten, so viele Exilanten wie möglich aus der tödlichen Falle zu retten, zu der Frankreich für sie geworden war. Die Geschichte dieser Gruppe um den Amerikaner

## 8 Vorwort

Varian Fry führt über einen größeren Zeitraum und in etliche Länder zurück, bevor die Helfer schließlich 1940 in Marseille zusammenfanden. Sie gaben ein Beispiel unbeirrbarer Menschlichkeit in Zeiten denkbar größter Unmenschlichkeit.

## Vorgeschichten

### Zwei Tage im Juli 1935

*Berlin, 15. und 16. Juli 1935*

Das *Hessler* in der Kantstraße ist ein etwas altmodisches Restaurant mit dunklen Tapeten, Kronleuchtern und schwerem Stuckdekor. Die ganze hintere Wand des Gastraums wird von einem wuchtigen, schwarzbraunen Büffet eingenommen, vor dem die Tische so präzise in Reih und Glied strammstehen, als hätte sie ein preußischer Feldwebel zum Appell antreten lassen. Von der Kantstraße aus sind es nur ein paar Schritte bis zum berühmten *Romanischen Café* gleich hinter der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Aber im *Hessler* ist es ruhiger und längst nicht so voll.

An einem der Tische sitzt Varian Fry allein beim Abendessen. Er kommt aus New York, ist siebenundzwanzig Jahre alt und Journalist. Wenn es so etwas gibt wie das Bild eines klassischen Ostküstenintellektuellen, dann kommt er dieser Vorstellung ziemlich nahe, schlank, mittelgroß, glattrasiert, mit ernstem, hellwachem Gesicht und randloser Brille. Fry läßt sich Zeit mit seinem Essen, er hat keine weiteren Pläne mehr für den Tag.

Auf den Straßen geht es lebendiger zu als in den vorangegangenen Wochen. Die Berliner genießen den milden Großstadtabend, bislang war der Sommer viel zu oft grau und verregnet. Fry ist vor zwei Monaten mit der *Bremen*, einem der schnellsten Transatlantikliner, nach Deutschland gekommen. Seither wohnt er, von ein paar Abstechern in andere deutsche Städte abgesehen, in der Hotel-Pension *Stern* am Kurfürstendamm, einem soliden, bürgerlichen Haus mit Zimmern zu günstigen Preisen, fünfzehn Mark pro Tag.

Fry ist auf Recherchereise hier. Einige Leute in New York halten





Varian Fry in Berlin, 1935

große Stücke auf ihn. Er gilt als einer der vielversprechenden Newcomer unter den Journalisten der Stadt. Wenn er Ende des Monats nach Amerika zurückkehrt, wird er die Chefredaktion von *The Living Age* übernehmen, einer anspruchsvollen, bald hundert Jahre alten Monatszeitschrift, die sich vor allem mit außenpolitischen Fragen beschäftigt. Eine große Aufgabe für einen so jungen Mann wie ihn, und er hat klare Vorstellungen, welche Themen er für die Leser künftig in den Mittelpunkt stellen will. Seiner Ansicht nach geht die größte Gefahr in der internationalen Politik von den faschistischen Regimen in Europa aus, von Italien, Österreich und vor allem von Deutschland. Also hat er mit dem Verleger von *The Living Age* vereinbart, erst einmal ein paar Wochen in Berlin zu verbringen, um sich ein eigenes Bild von Hitlers neuem Deutschland zu machen, bevor er die Arbeit in der Redaktion antritt.

Man muss kein Prophet sein, meint Fry, um zu erkennen, dass Hitlers politische Strategie letztlich auf einen Krieg hinausläuft. Es genügt, seine haarsträubenden Ankündigungen Wort für Wort ernst zu nehmen

und die Augen nicht zu verschließen vor dem, was er den Menschen im eigenen Land antut. Doch nur wenige Amerikaner haben den Mut dazu. Alle großen Zeitungen zwischen New York und Los Angeles berichten über die martialischen Aufmärsche der Nazis, die Aufrüstung des Militärs, die Verhaftungswellen, die Konzentrationslager. Aber sie ernten damit bei ihren Lesern kaum mehr als Schulterzucken. Europa ist weit weg, die Not der *Great Depression* im eigenen Land dagegen hautnah zu spüren. Jeder Versuch, die zähe Wirtschaftskrise in den Griff zu kriegen, beschäftigt die Amerikaner zehnmal mehr als die Nachrichten über einen fernen Despoten in einer seltsamen braunen Uniform.

In den vergangenen Wochen ist Fry quer durch Deutschland gereist, hat Dutzende von Interviews geführt mit Politikern, Wirtschaftsführern und Universitätsleuten, aber auch mit unbekanntem Ladenbesitzern, mit Kellnern, Kirchenbesuchern und Taxichauffeuren, den sogenannten einfachen Leuten von der Straße. Außerdem lernt er Deutsch, um einen direkteren Zugang zu dem Land zu finden. Seine Notizbücher sind prall gefüllt. Er wird, wenn er wieder in New York ist, nicht nur in abstrakten Zahlen und Begriffen über Hitlers Staat Auskunft geben können, sondern auch aus persönlichem Erleben, anschaulich und konkret, wie sich das für einen Reporter gehört. Er hat viel vor, er will *The Living Age* zu einer Alarmglocke machen, die selbst den taubsten und trägsten Amerikanerinnen und Amerikanern in den Ohren schrillt.

Nach dem Essen zahlt Fry und macht sich in aller Ruhe auf den Rückweg zum Hotel *Stern*. Es liegt nur einen kleinen Abendspaziergang entfernt. Die Boulevards im Westen Berlins sind die Flaniermeilen der Stadt, elegante Geschäfte, Cafés, Kinos, Theater. Hier wohnen die wohlhabenden Bürger, die sich nicht in die stillen Villenviertel zurückziehen, sondern etwas vom Pulsschlag der Metropole mitbekommen wollen. Wenn Berlin trotz der geistigen Enge der Nazis noch immer so etwas wie internationalen Glanz verbreitet, dann hier.

Fry genießt den warmen Abend, über allem scheint eine entspannte Sommerstimmung zu liegen. Bis er, als er von der Kantstraße in Richtung Kurfürstendamm abbiegt, plötzlich Geschrei hört, Gejohle, splittendes Glas, kreischende Bremsen. Es klingt nach Unfall.

Fry stürzt los. Und rennt auf dem Kurfürstendamm mitten hinein in eine Straßenschlacht. Von den Bürgersteigen zu beiden Seiten der Straße drängen junge Männer in weißen Hemden und schweren Stiefeln auf die Fahrbahnen. Sie stoppen Autos, reißen Türen auf, zerren Insassen aus den Wagen, schlagen auf sie ein. Eine Windschutzscheibe zersplittert. Überall Gebrüll, Gerangel, Männer, die am Boden liegen und getreten werden, Frauen, die unter Schlägen stürzen und um Hilfe schreien. Fry sieht SA-Leute in Uniform, die vor einem Café mit einer Armbewegung das Geschirr von einem Terrassentisch fegen, ihn anheben und durch das Schaufenster in das Lokal werfen. Einer der zweistöckigen Busse wird gestoppt, einige Schläger drängen hinein, schleppen Fahrgäste heraus, prügeln auf sie ein. Immer wieder Schreie: «Jude! Ein Jude!» oder «Tod den Juden!» Bedrohte Passanten reißen ihre Papiere aus der Brieftasche, um nachzuweisen, dass sie keine Juden sind. Ein Mann in dunklem Anzug rennt panisch in eine Querstraße, mehrere Verfolger hetzen hinter ihm her.

Fry steht im Tumult, fassungslos, niemand beachtet ihn. Er sieht einen weißhaarigen Mann mit einer klaffenden, stark blutenden Wunde am Hinterkopf. Die Umstehenden bespucken ihn. Er sieht Frauen, die von johlenden Angreifern herumgestoßen werden, bis sie stolpern und fallen. Er sieht bebende, aufgelöste, von Tränen überströmte Gesichter. Er sieht Polizisten, Dutzende von Polizisten, aber sie kommen den Geprügelten nicht zu Hilfe. Männer beschimpfen sie als «Judenknechte» oder «Volksverräter». Die Beamten regeln den Verkehr, verschaffen Bussen freie Durchfahrt, mehr nicht.

Dann nimmt Fry den Sprechgesang im Hintergrund wahr. Eine Stimme grölt ein paar Worte, Fry kann sie nicht verstehen. Es folgt ein zweiter, ein dritter, vierter Satz. Schließlich beginnt die Stimme von vorn, und die Randalierer in Hörweite, mit weißen Hemden oder SA-Uniform, nehmen die vorgesprochenen Worte auf und wiederholen sie brüllend im Rhythmus. Es ist wie der Wechselgesang in einer Kirche zwischen Vorsänger und Chor. Fry versteht noch immer nicht, was da geschrien wird. Später findet er jemanden, der es ihm übersetzt: «Wenn der Sturmsoldat ins Feuer geht, / ei, dann hat er frohen Mut, / und wenn's Judenblut vom Messer spritzt, / dann geht's nochmal so gut.»

Fry flüchtet in eines der Cafés, deren Fenster nicht zersplittert sind. Von dort beobachtet er die Straße, sie wird jetzt auf ganzer Breite von den Schlägertrupps beherrscht, kein Passant wagt sich auf Bürgersteig oder Fahrbahn. Zwei SA-Leute kommen ins Café und patrouillieren an den Tischen entlang, ein einzelner, vielleicht jüdischer Gast erstarrt, wendet den Kopf ab, versucht, den Blicken der Uniformierten zu entgehen. Die beiden steuern auf ihn zu, einer der Männer greift nach dem Ehrendolch an seinem Gürtel, holt aus, stößt die Klinge in die wehrlos daliegende Hand des Gastes und heftet sie an die Tischplatte. Das Opfer brüllt, kreischt, starrt entsetzt auf seine Hand, die Kerle lachen, der eine reißt das Messer wieder heraus. Feixend verlassen sie das Café, niemand hält sie auf.

Auf der Straße sammeln sich jetzt die Schläger. Ein großer junger Mann hält eine kurze Rede, kaum mehr als eine Aneinanderreihung von Schlagworten und Beleidigungen, dann formiert sich eine Art Demonstrationszug. Die Männer skandieren «Juden raus! Juden raus! Juden raus!», heben den Arm zum Hitlergruß und marschieren den Kurfürstendamm hinauf.

Fry verlässt das Café, die Lage scheint sich zu beruhigen, und geht die wenigen Schritte zum Hotel *Stern*. Zurück in seinem Zimmer versucht er, einen klaren Gedanken zu fassen. Er stellt sich ans Fenster, schaut hinab auf die Straße. Nach einigen Minuten kehrt der Demonstrationszug auf der anderen Straßenseite zurück, gefolgt von einem einzelnen, langsam rollenden Polizeiwagen, noch immer schreien die Männer Parolen, Fry versteht sie nicht.

Als der Demonstrationszug schließlich verschwunden ist, setzt sich Fry an den Tisch seines Zimmers, nimmt sein Notizbuch, zwingt sich zur Ruhe und beginnt aufzuschreiben, was er gesehen hat.

Auf den ersten Blick wirkt Varian Mackey Fry wie ein vom Glück verwöhnter junger Mann: Sohn eines Börsenhändlers, talentiert, exzellent ausgebildet, erfolgreich, weltläufig. Aber dieser Blick täuscht. Quer durch sein scheinbar so freundliches Dasein zieht sich ein Riss. Seine Mutter leidet seit seiner Geburt 1907 an heftigen Depressionen, sie hat viel Zeit in Kliniken zugebracht und sich notgedrungen nicht so um

ihren Sohn kümmern können, wie sie es gewollt hätte. Ihre Krankheit hat Spuren bei Fry hinterlassen, er steht trotz seiner überragenden Fähigkeiten labil im Leben. Das Gefühl, um etwas betrogen worden zu sein, worauf er ein Anrecht gehabt hätte, hat ihn reizbar gemacht.

Wer ihn näher kennenlernt, spürt gelegentlich, dass der Umgang mit ihm schwierig werden kann. Er hat eine unberechenbare, widerborstige Seite. Manchmal verhält er sich wie eine Bulldogge, die zuschnappt und nicht mehr lockerlassen kann. In solchen Momenten hat er keine Scheu, unangenehm zu werden, polemisch und verletzend, obwohl er seinen Zielen damit eher schadet als nutzt.

Solche Ausbrüche gehörten von Kindesbeinen an zu ihm. Dreimal ist er von den teuren Internaten geflogen, auf die ihn sein Vater geschickt hat. Er gehörte zu den guten, in manchen Fächern sogar zu den hervorragenden Schülern, er liebte vor allem die klassischen Sprachen, Latein und Griechisch. Doch mit einiger Regelmäßigkeit überkam ihn der Drang, gegen die ehrwürdigen, oft ein wenig lächerlichen Traditionen der noblen Lehranstalten zu rebellieren. Und egal auf welche Schule er kam, überall galt er schnell als Einzelgänger, der keinen Wert darauf legt, sich beliebt zu machen. Im Gegenteil, er war oft hochnäsig und ließ andere spüren, wie wenig er von Menschen hielt, die mit dem Strom schwimmen.

Mit einer Ausnahme: An der Harvard-Universität lernte er Lincoln Kirstein kennen, den Sohn vermögender jüdischer Eltern aus Boston. Kirstein begeisterte sich wie Fry für Avantgardekunst, für neue Literatur, Musik und Malerei. Schon in der Highschool hatte sich Fry, als er hörte, James Joyce' Roman *Ulysses* stehe in den USA wegen Pornografie auf der Liste verbotener Bücher, ein Exemplar direkt vom Verlag aus Paris bestellt. Als es bei ihm ankam, war er maßlos stolz darauf. Es zu besitzen, empfand er als Auszeichnung, ein rebellisches Buch für einen rebellischen Menschen. Er wollte es gar nicht mehr aus der Hand legen und las seinen Mitschülern daraus vor, was prompt für den nächsten Skandal sorgte, denn die Lehrer hielten nichts davon, dass einer ihrer Schüler Pornografie im Internat verbreitete.

Fry liebte schon damals das provokatorische Element der Avantgarde, ihre Kompromisslosigkeit, ihre Bereitschaft zum radikalen Bruch

mit Konventionen. Als er in Kirstein einen Gesinnungsgenossen traf, gründeten die beiden eine Zeitschrift, *Hound & Horn*, größtenteils bezahlt mit Geld von Kirsteins Vater. Sie wollten ihre Helden der Moderne in Harvard populär machen, sie druckten Joyce, T. S. Eliot, Ezra Pound, Gertrude Stein oder Bilder von Picasso. Kirstein reiste mit seinen Eltern nach England, besuchte T. S. Eliot und versuchte nach seiner Rückkehr, den Präsidenten der Universität zu überreden, Eliot als Gastprofessor einzuladen. *Hound & Horn* machte von der ersten Nummer an enormen Eindruck, auch bei den Professoren. Fry und Kirstein galten im Handumdrehen als kommende Intellektuelle, wurden gelobt, gefördert und herungereicht von Party zu Party.

Viel von der Anerkennung, die Fry als Journalist genießt, stammt noch aus dieser Zeit. Das Magazin hat ihm die Aura eines jungen Mannes verliehen, der einen eigenen Kopf hat und einen scharfen Blick für Themen der Zukunft. Er gilt als streitbarer Mann, aber eine gewisse geistige Widerborstigkeit wird von jemandem wie ihm geradezu erwartet. Kollegen haben ihm den Beinamen «Varian the Contrarian» gegeben.

Natürlich geriet Fry irgendwann auch mit Kirstein aneinander. Ihre Zeitschrift hatte einen elitären Ruf, und um eine größere Leserschaft anzusprechen, wollte Kirstein populärere Artikel im Heft unterbringen. Fry fand das niveaulos und verteidigte eisern seine Ambitionen. Schließlich kam es zum Krach, und Fry verließ die Redaktion. Er ist kein Mann für Kompromisse.

Trotz seiner Erfolge wollte man ihn auch in Harvard irgendwann von der Universität verweisen. Er hatte ein «For sale»-Schild gestohlen und vor dem Büro des Universitätspräsidenten aufgestellt, weil er ihn für bestechlich hielt. Das war die letzte einer ganzen Reihe von Provokationen gewesen, mit denen er die Geduld aller strapazierte. Wenn ihm die Universität dennoch eine letzte Chance gab, hatte er das der Petition eines besonders gutwilligen Professors und einer Redakteurin des *Atlantic Monthly*, Eileen Hughes, zu verdanken. Besonders der Brief von Eileen machte Eindruck, sie erwähnte die Krankheit seiner Mutter und deutete an, etwas mehr Führung durch eine «ältere und vernünftigere Person» – sie war sechs Jahre älter als Fry – könne ihn schnell auf einen guten Weg

zurückbringen. Unerwähnt ließ sie, dass sie beide ein Liebespaar waren, das musste ein Geheimnis bleiben, bis Fry sein Examen ablegte. In der Woche danach heirateten sie.

Noch in der Nacht hat Fry seinen Bericht über die Straßenschlacht auf dem Kurfürstendamm an die *New York Times* durchgegeben. Die Redaktion ist dankbar, mit ihm einen unabhängigen Augenzeugen gefunden zu haben für diese größte antisemitische Gewalteruption seit Jahren. Sicher, es hat in Deutschland immer wieder Übergriffe gegen Juden gegeben, aber nichts von dieser Dimension. Die Zeitung bringt die Meldung über den blutigen Krawall gleich vorn auf der ersten Seite, Frys Schilderung folgt auf Seite vier.

Am nächsten Morgen ruft Fry im Informationsbüro der NSDAP für die ausländische Presse an, er will mehr über die Hintergründe der Ausschreitungen erfahren. Große Hoffnungen macht er sich nicht, vielmehr rechnet er damit, abgewimmelt zu werden. Doch zu seiner Überraschung erhält er einen Gesprächstermin, er soll sofort kommen. Als er das Hotel verlässt und auf die Straße tritt, sieht er, dass die Hauswände am Kurfürstendamm mit antijüdischen Plakaten förmlich übersät sind. Er betrachtet sie genau, die verzerrten Visagen, ihre Hakennasen, geilen Münder, Glubschaugen. Als er zwei Plakate abreißt, kommen Polizisten auf ihn zu und wollen ihn festnehmen. Sie drängen ihn in das Foyer eines Kinos, fragen nach seinen Personalien. Er hat keine Zeit zu verlieren, er ist in dem NSDAP-Büro verabredet, also spielt er den ahnungslosen Touristen und behauptet, er habe die Zeichnungen für Zeitungswerbung gehalten. Ob er die Blätter behalten dürfe, er möchte sie als Souvenirs mitnehmen nach Amerika. Sobald die Beamten seinen Akzent hören, werden sie umgänglicher und belassen es bei einer Belehrung, es handele sich um Propaganda der Partei, die nicht entfernt werden dürfe. Auf seine Frage, ob der Aufruhr gestern ebenfalls Propaganda der Partei gewesen sei, erhält er nur ein vages Nicken.

Das Büro des Auslandspressedienstes liegt kurz hinter dem Brandenburger Tor an der Wilhelmstraße. Es herrscht dort eine andere Atmosphäre als in den deutschen Ämtern, in denen sich Fry bislang umgeschaut hat. Niemand bellt hier «Heil Hitler» oder reckt den rechten

Arm, es geht ziviler zu. Der Chef selbst, Ernst Hanfstaengl, kommt Fry entgegen, er ist ein Hüne von fast zwei Metern, sein Haar pomadisiert und streng in der Mitte gescheitelt. Er wirkt wie ein Zirkusdirektor, der gleich seinen Zylinder schwenkt, um die Raubtiernummer anzukündigen.

Hanfstaengl spricht glänzend Englisch, so gut, dass Fry den Tonfall des typischen Harvard-Absolventen heraushören kann. Er kommt aus einer reichen Münchner Verlegerfamilie, hat nach dem Studium noch eine Weile als Kunsthändler in New York gearbeitet, bevor er, zurück in Deutschland, zum Gefolgsmann Hitlers wurde. Aber er passt nicht zu den anderen Parteivasallen. Er hat nichts von ihrer Brutalität und ihrem Machtbewusstsein. Sein Büro, halb Gelehrtenklausur, halb chaotische Redaktionsstube, ist vollgestopft mit Akten, Büchern, Stapeln alter Zeitungen, in einer Ecke steht ein Klavier.

Das Gespräch verläuft anders, als Fry erwartet hat. Hanfstaengl ist kein Diplomat, kein Mann der leisen Töne. Offenbar will er seinen Gast, der von derselben Universität kommt wie er, durch die Souveränität beeindrucken, mit der er über alle politischen Sprachregelungen hinweggeht. Die Behauptung der deutschen Zeitungen, die Krawalle seien eine spontane Aufwallung des Volkszorns gewesen, wischt er beiseite. Alles ist, sagt er, selbstverständlich von Leuten der Partei organisiert worden. Der *Gloria-Palast* am Kurfürstendamm zeigt zurzeit einen schwedischen Film, *Pettersson & Bendel*, einen billigen Krimi, in dem ein schmieriger jüdischer Finsterling einen strahlend blonden arischen Geschäftsmann übers Ohr zu hauen versucht – und natürlich scheitert. Am vergangenen Freitag, drei Tage vor dem Krawall, saßen Besucher in dem Kino, die so taten, als seien sie empört über die antisemitische Tendenz des Films, und die Vorstellung durch Zwischenrufe und lautes Zischen störten.

Die Zwischenrufer waren selbstverständlich keine Juden, sondern Provokateure, sagt Hanfstaengl, SA-Männer in Zivil, die den Auftrag hatten, jüdische Störer zu spielen, um einen läppischen Vorwand zu schaffen für das längst vorbereitete Pogrom. Der *Angriff*, das Leib- und Magenblatt von Joseph Goebbels, erschien dann am Montagnachmittag mit einem feurigen Leitartikel, der die Deutschen vor dem ange-



lich dreisten Auftreten der Juden warnte und sie aufforderte, sich endlich zu wehren. Danach brauchte Goebbels nur noch seine Leute vor den *Gloria-Palast* zu schicken und nach Lust und Laune losprügeln zu lassen. Die meisten hätten, wohl zur Tarnung, weiße Hemden getragen und nicht ihre SA-Uniformen.

Fry hört Hanfstaengl stauend zu. Nicht das Doppelspiel der SA überrascht ihn, im Gegenteil, es gab viele Indizien dafür, dass der Kra-wall inszeniert war. Doch damit, dass ein Pressesprecher derart ungeschützt Geheimnisse seiner Partei ausbreitet, noch dazu vor einem ausländischen Journalisten, der sich der Zensur leicht entziehen kann, damit hat Fry nicht gerechnet. Natürlich streut Hanfstaengl ab und zu Hinweise ein, dass manche seiner Bemerkungen vertraulich sind und von Fry nicht öffentlich zitiert werden dürfen. Aber offenkundig hat er keine Lust, in den entscheidenden Punkten behutsam zu formulieren. Er isst regelmäßig mit Hitler zu Mittag! Sie sind seit den ersten Jahren der Bewegung befreundet! Schon beim Marsch auf die Feldherrnhalle 1923, Hitlers Putschversuch, war er mit dabei. Warum sollte er nicht freiheraus sagen, was er denkt?

Hitler duldet – so Hanfstaengls Überzeugung – die falschen Männer in seiner Umgebung. Göring und Goebbels, das sind Fanatiker, die ihn in eine unheilvolle Richtung drängen. Es ist kaum zu übersehen, dass Hanfstaengl nur einen Mann für fähig hält, Hitler kompetent zu beraten, nämlich Hanfstaengl selbst. Und es ist, deutet er an, von allergrößter Bedeutung, dass er tatsächlich zum Führer durchdringt. Es gibt nämlich, erklärt er Fry, unter Hitlers Paladinen zwei kontroverse Lager. Eine moderate Gruppe möchte die Juden in speziell ausgewiesenen Reservaten unterbringen, um sie konsequent von der arischen Bevölkerung zu trennen. Die radikale Gruppe dagegen will die Judenfrage durch ein Blutbad lösen. Fry lauscht, während die beiden Männer zum Abschied die Hände schütteln, den Worten Hanfstaengls hinterher. Er hat Blutbad gesagt.

Auf dem Rückweg zum Hotel *Stern* wird Fry klar, dass er etwas gehört hat, das selten in dieser Deutlichkeit ausgesprochen wird und das wohl kaum jemandem in Amerika bewusst ist. Wenn Hanfstaengl von einem Blutbad spricht, dann ist Mord gemeint, Massenmord an den Ju-